

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Der Hellbeern-Wöllem

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Der „Hollbeern-Wällem.“



Die Rabenau liegt unweit von Gießen und Marburg im Großherzogtum Hessen-Darmstadt und mag wohl eine der ärmsten Gegenden dieses ganzen Landes sein. Ihre Bewohner sind zum großen Teil gezwungen, in die Fremde zu gehen, um da ihren Lebensunterhalt zu suchen. Die Jugend einzelner Ortschaften wanderte früher fast durchgängig, soweit sie zu Hause abkommen konnte oder, besser gesagt, überflüssig war, nach Paris aus, um da des Nachts die Straßen zu kehren; andere wieder zogen in Fabrikstädte und wieder andere bildeten sich als Musiker aus, welche, zu Banden vereinigt, vorzugsweise nach England gingen, um da auf Jahrmärkten oder bei sonst passenden Gelegenheiten aufzuspielen.

Von irgend einer Gelegenheit, Geld auf der Rabenau zu verdienen, kann wirklich kaum die Rede sein. Der Boden ist arm, und ein Bauernstand, wie er im nördlich angrenzenden Ebsdorfer Grund mit seinen „fetten“ Dörfern zu finden ist, ist erst gar nicht vorhanden. Daher suchen die Rabenauer auf jede erdenkliche Art, sich ein paar Groschen zu verdienen. Wenn nämlich in den Wäldern um Marburg die Heidelbeeren reif waren, dann zogen die Schuljugend sowie die halb erwachsenen Burschen und Mädchen hinaus, um fleißig und unverdrossen die Walbfrucht zu sammeln. In den Waldungen der Rabenau selbst wuchsen diese Beeren nicht. Deshalb wanderte man vier Stunden Weges bis Marburg. Bei der Entfernung blieben die Leute oft zwei bis drei Tage weg. Sie lagerten dann meist nachts entweder im Walde selbst, oder suchten Unterkunft in einem nächstgelegenen Ort. Waren die mitgebrachten Körbe gefüllt, so zogen sie wieder heimwärts, um am anderen Tag den weiten Weg nach Gießen oder selbst bis nach Frankfurt anzutreten und dort die Beeren zu verkaufen.

Der Erlös bezifferte sich dann auf etliche Gulden, um welche man mehrere Tagemärche angewandt, nicht zu gedenken der Tage und Nächte, die man im Walde zugebracht hatte. Dafür bildeten dann aber diese kleinen Beträge für die Besitzer gewissermaßen ein Kapital. Denn da sie sonst nur mit Pfennigen und Kreuzern rechneten, so war ein Gulden Hartgeld für sie etwas ganz Außerordentliches. Mit liebevollen Blicken betrachtete man das Erträgnis seiner Mühe, knotete es in einen Zipfel des schmutzigen und zerrissenen Taschentuchs und hielt es mit der Hand fest in der Tasche, wenn man glücklich, zufrieden und reich heimwärts wanderte.

Lehrer Hintender Bote für 1904.

Ein heißer Julitag ging zu Ende. Das Getreide, welches meist verkümmert und klein im Halm auf den Äckern der Rabenau wuchs, waren schon gereift. Nur noch etliche Tage vielleicht, dann waren die Schnitter an der Arbeit, und weithin dehnten sich dann die zu Haufen zusammengekehrten Garben.

Dem heißen Tag war ein milder Abend gefolgt. Die Schuljugend in einem der Rabenauer Dörfchen, barfüßig und meist nur mit Hosen, Rock und Hemd bekleidet, jagte sich munter in dem Wiesengrund umher. Derselbe wurde von einem Bach durchflossen, der vom Walde herabkam, und an dessen Ufern knorrige Weidenstümpfe mit grünem Ausschlag standen. Die Wiesen, welche kaum geschoren, glichen einem Teppich; es mochte wohl ein köstliches Vergnügen sein, nach Herzenslust leichtfüßig und nur wenig bekleidet darin umherzuspringen.

Drüben am Rande der Wiese und dicht am Fußpfad, der aus dem Dörfchen nach dem Walde hinführte, stand abseits von den übrigen Häuschen ein einzelnes Hüttchen. Schon sein Äußeres verriet größte Armllichkeit. Es war ein nur kleines, einstöckiges Gebäude mit einem Strohdach und so niedrig, daß man es mit der Hand ganz bequem erreichen konnte. Rückwärts lag ein kleines Gärtchen, das jedenfalls den zugehörigen Grundbesitz darstellte. Mancherlei wurde dort gezogen, aber Gott mochte wissen, was es war. Wer über die zum Teil niedergetreteene Hecke hineinschaute, gewährte ein wirres Durcheinander von Pflanzen aller Art, aus denen etliche Bohnenstangen ragten. In einer Ecke stand ein aus alten Brettern zusammengeageltes Stälchen, in dem ein Ferkel grunzte. Schmutz und Unrat war um dasselbe aufgehäuft.

Am Eingang der Hütte sah es auch nicht freundlicher aus. Da lagen Reisig, Klöße und kleingemachtes Holz umher. Ein verkrüppeltes Pflaumbäumchen rechte gar traurig seine Ästchen hinaus. Auch ihm schien sein Dasein mehr Dual als Sonne zu bereiten. Das bißchen Schatten, das es wohl im glühenden Sonnenbrand zu spenden vermochte, reichte höchstens für eine Raße aus. In dem kleinen Fenster neben dem Eingang war keine Scheibe mehr ganz; das schadete übrigens bei der jetzigen Zeit nichts, und im Winter wurden Lumpen oder Heu in die Öffnungen gestopft. Trat man in die Hütte ein, so kam man in einen niedrigen Raum, dessen Fußboden aus festgetretenem Lehm bestand. Hier herrschte stetig Dämmerung. Nur hinten, nach der Wiese zu, fand sich ein Luftloch, welches aber je nach den Umständen verstopft oder offen war. Der Raum diente als Stall, Küche und teilweise auch als Aufenthaltsort für die Bewohner. Unterhalb des Luftloches, in einem düstern Winkel, mederte hinter einem Lattenverschlag eine Ziege, während in die andere Ecke, dem Eingang gegenüber, der Herd aus rohen Feldsteinen und Lehm hineingebaut war. Neben dem Herd lag, nur wenig mit Stroh bedeckt, ein Häufchen halbvertrockneter Kartoffeln und Kohlrabi, die wahrscheinlich drüben im Ebsdorfer Grund zusammen-

gebettelt waren. Ein unangenehmer Geruch erfüllte das Ganze. Eine Treppe, aus zwei übereinandergelegten Steinen bestehend, führte in die Wohn- und Schlafstube. Außer einem Strohlager befanden sich in der kleinen Stube noch ein kreuzbeiniger Tisch mit einer rohen Eichenbant dahinter, zwei Holzstühle und ein anderer sesselartiger Stuhl mit zerbrochener Lehne und einem mit Heu gepolsterten Sitz, der aber so aufgerissen war, daß das Füllmaterial heraushing. Ein altes verstaubtes Spinnrad, ein Fußbänkchen nebst noch einigem anderen wertlosen Gerümpel vervollständigten die Einrichtung.

Das Klackerfeuer auf dem Herd zeichnete allerlei feldame Bilder an die Wände des dunklen Raumes; es beleuchtete auch ein altes Weib, welches auf einem dicken Stein neben dem Herd saß und das Kinn in die Hand gestützt hielt, während der Ellenbogen auf dem Knie ruhte. Die andere Hand, welche einen Stod hielt, lag nachlässig im Schoß. Das linke Bein, bis zum Knie dick mit Lappen bewickelt, hielt sie lang von sich gestreckt. Den Kopf hüllte ein dunkles Tuch ein, aus welchem ein faltiges, fahles Gesicht mit einer spitzigen Nase herausschaute. Ihre ein Glied zu regen, starzte sie auf den Topf auf dem Herde, in dem es zu kochen begann. Dann und wann nur schob sie mit den dünnen Knochenfingern etliche Hölzchen unter den Dreifuß, um die Kohlen in der Glut zu erhalten.



„Na, Wöllem, biste da?“ fragte die Alte, sich nach ihm umsehend.

Plötzlich ließen sich draußen Tritte vernehmen; man hörte, wie etwas vor die Hütte geworfen wurde. Gleich darauf erschien ein Bursche von etwa achtzehn Jahren in der offenen Türe.

„Na, Wöllem, biste da?“ fragte die Alte, sich nach ihm umsehend.

„Ja,“ erwiderte dieser, — „’s wär’ mir bald Nacht worden. Aber ich hab’ ne tüchtige Last Holz erwischt im Erlengrund. Nun hab’ ich aber auch Hunger.“

„Die Kartoffeln kochen ja schon.“

Wöllem setzte sich in die Nähe des Eingangs und langte einige unreife Äpfel aus der Hofentasche, welche er unterwegs aufgelesen und nun mit großem Appetit verzehrte. Er war barfüßig; sein Gesicht hatte eine dunkelgebräunte, etwas schmutzige Farbe; er sah zigeunerhaft aus mit seinem wirren, schwarzen Kopshaar, das, wohl noch niemals von einem Kamme berührt, ihm über die Stirn herabhing. Seine Hosen bestanden nur noch aus Lappen verschiedenster Farbe; sie war ihm viel zu kurz und slog ausgefranst um die bloßen Waden. Den Oberkörper umhüllte ein Leibchen, welches ebenfalls mit Lappen von kariertem Bettzeug, abgeblasitem blauen Leinen und sonstigen Stoffarten über und über gestickt war.

„Eßt aber ist’s das letzte Mal, daß ich in die Hellbeern\*) geh’,“ sagte er. „Ich hab’ mir’s nun ’mal vorgenommen: ich geh’ nach England. Das Flötenspiel hab’ ich eist gelernt auf dem Eberhard seiner Flöte, und der sagt, ich könnt’ schon mitgehen. Auch ’s Geigenpiel hab’ ich schon begriffen.“

„Du willst mit den Musikanten nach England?“ fragte seine Mutter. „Da haste mir schon mehr von geredet. Woher willst’ denn ’s Geld nehmen zu ’ner Flöte? Und ein wenig in Kleidung mußte doch auch sein, denn kannst doch so nit nach England gehn, wie du da bist. Da sperren sie dich ja ein als ’n Landstreicher.“

„Was ich brauche, werd’ ich mir von den Hellbeern anschaffen. Morgen ziehen wir los. ’s sind unser vielleicht zwanzig Köpfe. Die Musikanten machen im Herbst wieder nach England und dann reis’ ich mit ’n.“

„Geht dann ’s Mariche auch mit in die Hellbeern?“

„Nein, das ist ekt schon zu stolz dazu. ’s bild’ sich was ein auf ihr’n Eberhard, weil der wie ’n vornehmer Herr aus England kommen ist und hat ihm gleich ’n neuen Rock gekauft. ’s meint wohl, der dürst’s nit mehr sehen, daß es in die Hellbeern ging’, und der ist doch früher selbst mitgegangen.“

„Ich gäb’ dir ja gern mein’ Segen dazu, Wöllem, aber bedenk’ doch ’mal, was soll’s denn aus mir werden, wenn ich mein schlimmes Bein behalt’ und kann nit mal betteln gehn. Da müßt’ ich ja verhungern.“

„Ich schick’ Euch Geld aus England, Mutter,“ erwiderte Wöllem zuversichtlich.

„Weißt noch nit, ob du welches verdienst.“

„Na, die andern haben doch all Geld mitgebracht, wie die Leut’ erzählen. Seht doch ’mal, wie der Eberhard darum geht! Wie der feinste Herr! VIEL leicht heilt ja auch Euer Bein, Mutter.“

Inzwischen kochten die Kartoffeln in dem Topfe gar munter, und es dauerte nicht lange, so waren sie gar. Die Alte nahm den Topf vom Feuer und

\*) Heidelbeeren.

ließ von Wöllem das Wasser abschütten, hinaus vor die Türe ins Freie. Dann machten sich beide daran, ihr einfaches Mahl, Kartoffeln und Salz, zu verzehren.

Der Appetit Wöllems war allerdings so gesegnet, daß die Kartoffeln zum Sattwerden nicht reichten. Darum ging er in die Stube und holte sich noch ein Stück hartes Schwarzbrot, zu dem er einen Blechschöpfer voll Wasser trank. Als er fertig war, ging er hinaus, stieg den gegenüberliegenden Rain empor, auf dessen Kante oben ein kleines Häuschen thronte, zu welchem vom Dorfe her ein schmaler Pfad schräg aufwärts führte.

Auf einem Stein vor dem Häuschen saß ein junges Mädchen und strickte. Es war Marie, die Schwester Eberhards, auf dessen Geige und Flöte er die Musik gelernt. Sie hatte ein schmales schönes Gesichtchen, dunkle Augen und schwarze Haare. Man merkte es, daß sie etwas aus sich machen wollte, was bei der Armlichkeit ihrer Kleidung oft recht komisch wirkte.

„Mit in die Hellbeern gehste dann nit mehr, gelt Mariche?“ fragte der Bursche.

„Nein, Wöllem. Mein Bruder leid's nit, und ich möcht's auch nit mehr. Ich geh' in 'ne Stadt und neh'm' 'n Dienst.“

„Willst auch 'ne vornehme Dame werden, nit?“

„Wenn ich's kann, warum nit? Meinst, ich soll hier in unjerem armseligen Dorf sterben und verderben?“

„Wennste dann erst fort bist, wirste auch an den Wöllem nit mehr denken.“

„An dich?“ lachte das Mädchen, — „ja, Wöllem, warum soll ich denn an dich denken?“

„Na, wir sind doch Nachbarskinder von Jugend auf gewesen und haben als Kinder oft davon gesprochen, daß wir 'mal Mann und Frau werden wollten.“

„Du willst mein Mann werden, Wöllem, du?“ fragte sie, indem sie sich Mühe gab, recht erstaunt zu tun. „Du hast ja noch nit 'mal Schuh' und Strümpf' anzutun und denkst alleweil schon dran, mich zu heuraten? Nein, da muß ein anderer kommen!“

„Ich mein' ja auch nit, daß du mich so heuraten sollst, wie ich hier bin. Aber ich denk', wenn ich 'mal mit 'nem Hut auf dem Kopf und fein gewichsten Stiefeln vor dir ständ', daß das dann was anderes wär' wie alleweil! Da wär' ich doch der Hellbeern-Wöllem nit mehr, und weil ich der nit mehr wär', da würd'st du doch nit nein sagen, gelt?“

„Ha, Wöllem, das kån' noch drauf an! Möcht' aber doch 'mal sehn, was du für 'ne Positur mächtst in Hut und Stiefeln. Das sind Sachen, die bist nit gewohnt.“

Marie musterte ihn von unten bis oben.

„Brauchst deinen Spott nun grad nit mit mir zu treiben,“ sagte Wöllem verlezt. „Ich weiß ja freilich, daß man mich den Hellbeern-Wöllem heißt, weil ich der ärmste Jung' im Dorf bin und den ganzen Sommer in den Hellbeern liegen muß. Aber

drum kann's auch noch 'mal anders werden mit mir, so, daß du grad nit mehr Ursach' hast, dich über mich lustig zu machen. Aus deinem Bruder, dem Eberhard, ist doch auch was worden, und ich weiß doch noch als Kind, daß er grad nit viel besser ausjah wie ich auch alleweil.“

„Spotten hab' ich dich grad nit wollen,“ erwiderte das Mädchen. „Aber ich merk', daß du auch gern so 'n feiner Herr sein möcht'st wie der Eberhard, und dadrüber muß ich lachen. Denn ich glaub' nit, daß dir das gerät.“

Wöllem wollte etwas erwidern, als seine Mutter unten in der Tür der Hütte erschien, auf den Stoß gestützt, und ihm zurief: „Ich denk', wenn's morgen in Wald gehen soll, dann wär's ekt Zeit, daß du dich legst. Um zwei Uhr dürst' wohl die Nacht 'rum sein.“

Ohne ein Wort zu sagen, machte sich Wöllem den Rain hinab. Seiner Mutter Wunsch war ihm stets heiliges Gebot.

Im Osten verriet ein fahler Schimmer den Beginn des Tagesgrauens. Die wenigen Sterne verloschen einer nach dem andern. Es war noch kein Laut vernehmlich und die Umrisse der Hütten des ärmlichen Dörfchens unterschieden sich kaum. Unter der großen Linde am Wege aber standen schon die Hellbeernsucher und warteten auf einige Verspätete. Auch Wöllem kam aus seiner Hütte. Er trug zwei Körbe und in der einen Hand ein zusammengeknötetes Tuch mit einem großen Stück trockenen Brotes. Er war barfuß und barhäuptig, und hatte dieselbe Kleidung an, in der er gestern abend noch gewesen. Die Körbe trug er über den Kopf gestülpt. Bald wären die Hellbeernsucher alle beisammen.

Ein altes Weib, die alte Lies, übernahm die Führung. Sie war Hellbeernsucherin von Jugend auf gewesen, und was sie anordnete, galt als Gesetz, dem sich jedes fügte. Sie war eine kleine hagere Frau, äußerst geschwätzig und beweglich.

So ging der Marsch in den grauenden Morgen hinein, durch die wohlhabenden Dörfer des Ebsdorfer Grundes, hinüber nach den Bergwäldern, welche das alte Marburg von Süden nach Osten umziehen. Die alte Lies hatte schon den Plan entworfen: der Schwarm sollte sich zuerst an der Hemmerichs-Wand niederlassen, der schräg sich herabziehenden nördlichen Seite des lichten Kuppels, auf dessen Spitze, weit hin sichtbar ins Tal, ein alter Steinbruch sich besand. Dajelbst gab es Heidelbeeren in Menge. Von der Höhe des Berges bis in die Schluchten der ausgedehnten Wälder herab war nichts als eine grüne Fläche, welche nur aus Heidelbeersträuchern bestand, die sich nach allen Richtungen unter dem grünen Laubdach des Waldes weit hinzogen.

Die Schar zerstreute sich weit hinein unter den Buchen und Tannen und sammelte emsig bei gemächlicher Unterhaltung. Meistens sprach man über häusliche Angelegenheiten, oder man redete über irgend jemanden im heimatischen Dorfe; nur die



alte Lies wußte wieder etwas ganz Interessantes. Sie erzählte nämlich von den alten Haunen,\*) die allhier begraben lägen und welche vor undenklichen Zeiten um den Berg herum gewohnt hätten. Man befindet sich also an einer Stelle, an der es nicht recht geheuer sei, was schon der Name Hemmerich beweise. An der Bergeswand hier hätte ein Hemmerich gehaust, der heute noch sein Revier hütete. Die der alten Lies Nächststehenden überließ ein Schauer, als sie das vernahmen. Zugleich freuten sie sich, daß sie in so großer Anzahl dem Hemmerich in sein Gebiet gerückt seien, denn der würde angefißt dessen doch wohl nicht erscheinen und sie verjagen.

Als die Nacht heraufbrückte, fand sich die Schar in kurzer Zeit zusammen und hockte um ein Feuer, welches am Hang des Berges an einer möglichst dichten Stelle angezündet wurde. Wer ein Kesselfchen hatte — und das hatten die meisten — der setzte es ans Feuer, um sich einen Kaffee zu brauen, nicht aus Bohnen, nein aus getrockneten, in kleine Würfel zerschnittenen Möhren. Das Wasser dazu spendete eine nahe Waldquelle.

Mittlerweile setzte es freilich einen Heidenspektakel, und die alte Lies hatte nichts weiter zu tun, als die vielfachen Streitigkeiten des lebhaften jungen Volkes zu schlichten. Aber endlich kam man doch zum Ziel. Als das Feuer erlosch, hatte man auch seinen Kaffee im Leibe — mit Ausnahme des Wöllem, der nur den Rest seines trockenen Brotes verzehrte. Dann versuchte jedes, sich im Laub und Gesträuch so gut zu betten, als dies eben möglich war. Die Nacht war warm; die Stille des Waldes wurde nur hie und da durch den Schrei einer Eule unterbrochen. Es dauerte darum auch nicht lange, bis alle eingeschlafen waren. Nichts verriet diese große Lagerstätte.

Es war Witternacht und der Mond stieg hoch über die Hemmerichs-Wand. Er warf seine bleichen Strahlen herab zwischen die Bäume bis tief in die finstern Schluchten hinein. Sie zeichneten allerlei gespenstliche Formen und Bilder unter den hohen Buchen, Tannen und unter dem Blättergewir. Da sprang ein Reh durch das Gebüsch und verursachte, daß einer der Schläfer sich erhob und schlaftrunken um sich starzte. Im bleichen Mondlicht erblickte der Erwachende richtig einen waffengerüsteten Recken mit dem blinkenden Schwert in der Hand und dem leuchtenden Helm auf dem Kopf.

„Huh — huh!“ rang es sich endlich von den Lippen des Erwachenden. Alle sahen jäh aus dem Schlafe und fragten, was es denn gäbe.

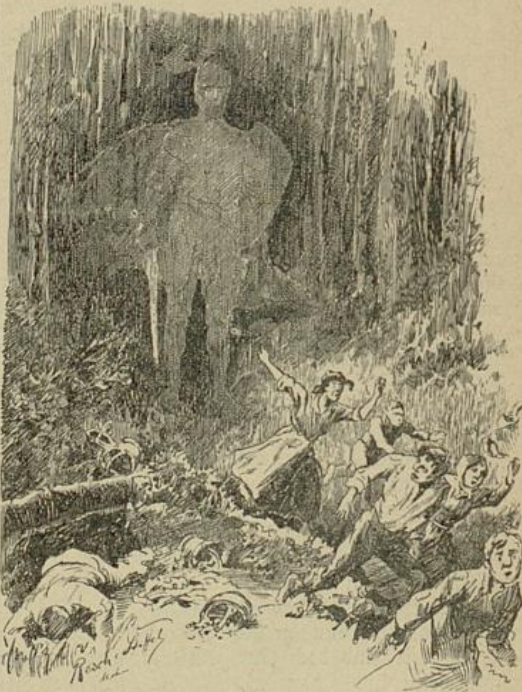
„Das Gespenst, das Gespenst, — dort steht's!“

Und in der Tat — alle sahen sie ein Gespenst, das eine sah es hier, das andere dort, — aber alle sahen sie eins.

„Der Hemmerich, der Hemmerich, — sagt' ich's nit!“ heulte die alte Lies, während sie ganz außer sich die Hände ineinander schlug. „Lauft, lauft, sonst sind wir alle verloren!“

\*) Hünen.

Und alle liefen sie, als wäre der Teufel hinter ihnen; über Stock und Stein ging's durch den finstern Wald, und gar manches kam zu Schaden dabei, indem es entweder gegen einen Baum ramte oder über das Wurzelwerk stürzte. Die alten Weiber konnten endlich nicht mehr mit, und auf einer Waldwiese kam die Jagd zum Stehen.



„Das Gespenst, das Gespenst, — dort steht's!“

„Gott behüt' uns,“ leuchte die alte Lies, als sie sich inmitten der Wiese, die man die Badstube nennt, befanden. „Muß man denn um die paar Kreuzerchen so 'ne Angst ausstehn!“

Gleich darauf ging ein Streit los, der mit allem Eifer und größter Zungenfertigkeit geführt wurde. Keines stimmte mit dem andern überein, in welcher Richtung das Gespenst sichtbar gewesen; aber daß es der Hemmerich selbst gewesen sein müsse, von dem die alte Lies noch gestern erzählt, das gaben alle zu. Nun hatte man auch noch die Körbe an dem verurufenen Orte stehen. Doch daran dachte man jetzt weniger, weil es immer noch galt, das Aussehen des Gespenstes festzustellen. Darüber begann der Tag zu grauen. Jetzt wagte es denn auch die immer noch streitende Schar, sich wieder nach ihrer Lagerstätte zu begeben, weil wohl jetzt der Hemmerich sich wahrscheinlich wieder in sein kleines Reich tief unter der Erde zurückgezogen haben würde.

So war es denn auch. Vor dem beginnenden Tag war die unheimliche Gestalt entflohen. Man konnte es nicht begreifen, daß man sich so erschrecken ließ. Nur dasjenige, welches die Gestalt zuerst

gesehen, entsann sich noch genau, wo sie gestanden, An der betreffenden Stelle befand sich ein alter abgestorbener knorriger Buchenstamm mit teilweise faulem Holz. Unter dieser Baumleiche mußte sich also das Grab des gefürchteten Hemmerich sicherlich befinden. Man begann wieder das Sammeln und hatte bis gegen Mittag sämtliche Körbe mit Heidelbeeren gefüllt. Wöllem machte zwar ein trübseliges Gesicht, denn er hatte nichts mehr zu essen bei sich; es blieb ihm nichts weiter übrig, als den knurrenden Magen mit etlichen Händen voll Heidelbeeren zu befriedigen. Spät am Nachmittage langte die Schar wieder im heimatlichen Dörfchen an, wo das Erlebnis mit dem Hemmerich sofort mitgeteilt wurde. Die Geschichte war bis in den Winter hinein der beliebteste Gesprächsstoff.

Noch gar manchmal machte Wöllem in diesem Sommer, so lange die Heidelbeerenernte dauerte, mit seinen Genossen die Wanderung in die Wälder bei Marburg. So war es ihm denn auch endlich gelungen, so viel Geld zu erübrigen, um sich eine Flöte und einen Anzug kaufen zu können. Das Bein seiner Mutter war durch allerhand Naturmitteln soweit geheilt worden, daß die alte Frau wieder hinüber in den Ebsdorfer Grund betreten gehen konnte. So lange sie das noch vermochte, war keine Gefahr, daß sie verhungerte. Darum konnte Wöllem auch getrost nach England gehen.

Fast zur selben Zeit verließ auch Nachbars Marie oben am Main ihr kleines Häuschen, um in der Großstadt sich einen Dienst zu suchen. Wenn auch ihr hochfahrendes Wesen von neulich Wöllem arg verletzt hatte, so konnte er doch nicht anders, er mußte sich noch von ihr verabschieden. Als sie ihm die Hand reichte, meinte sie selbstbewußt: „Na, wenn wir uns in Jahren 'mal wieder treffen hier, wollen wir 'mal sehen, wer's am weitesten von uns gebracht hat: ob du 'ne Gräfin oder ich 'nen Grafen gekriegt haben.“

„So denk' ich nit, Marie,“ erwiderte Wöllem, „dir aber scheint's nur drum zu tun zu sein, 'mal 'nen Grafen zu kriegen.“

Ein halbes Duzend Jahre war vergangen. In dem Marktflecken Glenmore in Schottland war Markttag, an dem es wohl just ebenso zuging, wie bei unseren deutschen Märkten auch: Gedränge, Geschrei und Musik dazwischen. Eine Bande Musiker, alle übereinstimmend gekleidet, durchzog die Straßen und erregte die allgemeine Aufmerksamkeit durch ihr flottes Spiel. Der Flötenspieler war es besonders, der die zartesten Töne seinem Instrumente zu entlocken verstand. Die Zuhörer warfen ihm reichlich Geldmünzen zu. Auf die Mädchen machte schon sein äußeres Eindruck. Sein sonnenbranntes Gesicht war recht ausdrucksvoll, die großen dunklen Augen blickten so treuherzig in die Welt, und unter dem großen Filzhute quoll das dicke schwarze Haar hervor. Dazu war seine Gestalt schlank und wohlgeformt.

Die Einnahmen an diesem Markttag mußten für die Musikbände sehr gute gewesen sein, denn als sie abends in einer Herberge um einen Tisch herum saß, hatte der Älteste unter ihnen, der Meuersch Peter, einen großen Haufen Kleingeld vor sich liegen, das er nach den verschiedenen Münzsorten ordnete und zusammenzählte. Die andern unterhielten sich indessen über dies und jenes. Dabei kam auch die Rede auf das stolze Schloß, welches oberhalb des Ortes auf einem Hügel thront. Einer machte den Vorschlag, am andern Morgen den Schloßbewohnern eine Morgenmusik darzubringen. Die andern stimmten zu in der Hoffnung, daß dabei je nach der Laune der Herrschaft etwas Erkleckliches abfiel. Der Wirt gab gern über den Besitzer des Schlosses und dessen Familie Auskunft. Der Baronet of Glenmore, dem das Schloß gehörte, war Witwer und ein sehr reicher Mann. Er wohnte mit seiner Tochter Florence allein dort oben, beherbergte aber die meiste Zeit des Jahres fremde Gäste, die ihm behilflich sein mußten, die Langeweile zu töten. Von seinen beiden Söhnen war der eine in Indien, der andere bald in London, bald in Paris.

Die Musikbände begab sich also richtig am frühen Morgen auf das Schloß hinauf. Die Flügel des großen eisernen Tores zum Vorhofe waren geöffnet. Im Schloß selbst lag noch alles in tiefer Ruhe. Es war ein massiger Bau aus grauem Sandstein, mit langer Front, an den Seiten mit zinnenbekrönten Türmen. Von beiden Enden der Front aus erstreckten sich zwei Flügel rückwärts nach dem Parke hin. Das Eingangstor befand sich zwischen zwei gewaltigen Säulen, welche eine mit einem zinnenartigen Mauerkranz gekrönte Plattform trugen. Das Ganze machte einen zwar vornehmen, aber finsternen Eindruck.

Die Musikbände nahm Aufstellung, und der Meuersch Peter wandte sich an den Flötenspieler: „Wöllem, ekt kannste dich dann 'mal ins Zeug legen, damit wir in Ehren bestehen und sie uns am End' nit mit den Hunden vom Hof heken, denn man weiß immerhin nit, wie sie's aufnehmen. Ich glaub', sie liegen alle noch in den Federn.“

Auf ein Zeichen des Meuersch Peter begannen sie: „Lang, lang ist's her — —“, jenes zwar melancholische, aber doch so beliebte schottische Volkslied. Wöllems Flöte konnte dabei so recht zur Geltung kommen.

Hinter den hohen Bogenfenstern wurde es mit einem Male lebendig und hie und da erschienen Gesichter in den geöffneten Fenstern. Auch auf die Plattform traten jetzt etliche Personen, darunter ein gar liebliches Fräulein in hellem Kleide. Lichtes, goldblondes Haar fiel von dem reizenden Köpfchen bis auf die Schultern herab. So trat sie an die Brüstung heran, um dem Spiele der fahrenden Musikanten zu lauschen.

Das Lied fand bei der vornehmen Gesellschaft Beifall, sie klatschte wiederholt in die Hände, was die Spieler ermunterte, noch ein zweites Stück zum besten zu geben. Zuletzt noch fesselte der Wöllem

durch eines seiner Bravourjoli auf der Flöte die Zuhörer derart, daß selbst die langweiligsten Gesichter oben sich belebten und mit Interesse dem Spiele zuhörten.

Die aufmerksamste Zuhörerin war die junge Dame; traumhaft schaute sie in die Ferne, als suche sie dorten ein verborgenes Glück. Hin und wieder schaute sie den Flötenspieler an. Ob es allein sein Spiel war, was sie so gefangen nahm?

Wöllem setzte die Flöte ab, sah zur Plattform hinauf und gewahrte wohl, wie ihn das Schloßfräulein musterte. Aber was sollte ihm das? Er hatte ja nur um Geld gespielt. Er griff zum Hute und winkte hinauf.



Auch auf die Plattform traten jetzt etliche Personen, darunter ein gar liebliches Fräulein.

Die junge Dame wandte sich um und redete mit einem älteren, gar vornehm aussehenden Herrn, der hinter ihr stand. Als bald lud ein Diener die Musikanten ein, ins Schloß zu kommen. Sie wurden zu dem Herrn und der Dame, dem Schloßherrn und seiner Tochter Florence, geführt. Der Baron forderte sie auf, am Nachmittag bei dem Fest im Parke gegen gute Bezahlung noch einige Stücke zu spielen. Mittlerweile ließ Wöllem seinen Blick im Zimmer umherschweifen, dessen Luxus und Pracht den armen Sohn der Rabenau gar schier blendete. Dabei begegnete sein Auge demjenigen der jungen blonden Schottin, welche in sichtlicher Verwirrung zu Boden sah.

Der Diener wies hierauf den Musikanten ein Zimmer an, woselbst ihnen ein Frühstück aufgetragen

wurde. Als dann ergingen sie sich im Parke. Wöllem stellte dabei Betrachtungen an über das so verschiedene Los der Menschen. Welcher Reichtum und welcher Luxus bot sich hier seinem erstaunten Auge dar! Er hatte ja schon gar manchen stolzen Herrensitz während seiner sechsjährigen Abwesenheit in England und Schottland von außen kennen gelernt, aber noch nie war es ihm vergönnt gewesen, in das Innere so eines Märchenschlosses zu gelangen. Ja, wie mochten die Menschen so glücklich sein, die in solchem Überfluß leben konnten, die jeden Wunsch sich zu erfüllen vermochten! Wenn er dieses gewaltige Schloß mit dem herrlichen Parke, der wie aus Zauberhand entstanden schien, mit seinem elenden Hüttchen daheim und dem Gärtchen dahinter verglich, dann überkam ihn die Wehmut. Seine Mutter, welche noch lebte, führte ja wohl jetzt ein besseres Dasein als ehemals, denn er hatte ihr manch schönes Stück Geld geschickt. Aber wenn er den Luxus betrachtete, der diese Schloßbewohner umgab, so kam ihm das elende Hüttchen daheim noch um so armliger vor.

Am Nachmittag fand er noch mehrmals Gelegenheit, sein vollendetes Flötenspiel bewundern zu lassen. Man erkundigte sich nach seiner Heimat und fragte ihn noch sonst mancherlei. Er gestand auch, daß er ein fertiger Violinspieler sei und auch auf dem Klavier gut Bescheid wisse. Wenn nun Wöllem sich auch scheinbar teilnahmslos verhielt, so bemerkte er doch, daß mit der jungen Miß und den Gästen etwas nicht im Einklang war. Sie war die Königin des Festes, dafür war sie ja aber auch die Tochter des Schloßherrn. Sie nahm die Huldigungen, die ihr von den Gästen pflichtschuldigst dargebracht wurden, als etwas Selbstverständliches mit förmlichem Anstand entgegen. Dagegen deutete es Wöllem, als seien ihr die Aufmerksamkeiten eines schon etwas ätlichen Herrn mit rottem Haar recht lästig. Ob wirkliches Glück in den Herzen dieser vornehmen Leute wohnte, schien Wöllem alsbald doch sehr zweifelhaft.

Erst spät in der Nacht fand das Fest sein Ende. Die Musikanten erhielten eine fürstliche Belohnung und wurden verabschiedet. Während sie hinab nach Glenmore gingen, meinte der Meusersch Peter scherzweise zum Wöllem: „Die Klein' schien's denn auf dich abgesehn zu haben. Ich hab' bemerkt, daß sie kein Auge von dir verwandt hat.“

„Ihr macht dann immer gern Späße, Better Peter,“ versetzte Wöllem. „Unser Ari Leut' sind aus roherem Holz geschnitzt als so 'n feines Mädchen. Wer der gefallen sollt', müßt' ganz anders geartet sein wie ich.“

„Wer weiß,“ fuhr der Peter fort, „ob du ihr nit am End' besser gefallen tästst als wie der Rothhaarige, der sich so eifrig um sie 'rum machte. Ich wenigstens glaub's.“

„Kann ja schon sein,“ meinte der Wöllem leichtthin.

Dann sprach man von etwas anderem.

Am andern Morgen versammelten sich die Musikanten erst spät in der Wirtsstube, um zu frühstücken.

Sie hatten länger geschlafen als sonst, weil sie erst spät in der Nacht zurückgekommen waren. Dann eilte es ihnen heute auch nicht, weil sie erst zu beraten hatten, wohinaus sie des Weges ziehen wollten. Während sie um den Tisch saßen und gemächlich ihr Frühstück verzehrten, kam ein Bote vom Schloß, der nach dem Flötenspieler fragte. Wöllem meldete sich und erfuhr, daß er sofort noch einmal aufs Schloß zum Baronet kommen sollte.

Der Peter lachte verschmitzt bei dieser Botschaft und rief dem Wöllem zu: „Paß auf, die Klein' hat was fertig gebracht, denn weißt du: Weiberlist geht über alles, was auf Erden ist.“

„Macht keine Geschwäher, Vetter Peter!“ erwiderte Wöllem trocken, indem er sich anschickte, mit dem Boten zu gehen.

Als beide die Stube verlassen, ergingen sich die Zurückgebliebenen in allerlei Mutmaßungen, weshalb man wohl den Wöllem nochmals aufs Schloß geschieden. Nur der Peter meinte ziemlich bestimmt: „Mir ahnt, daß wir unsern Flötenspieler verlieren, und was mir ahnt, trifft gewöhnlich ein. Ja, ich jag's nochmal: Weiberlist geht über alles, was auf Erden ist.“

Endlich kam der Wöllem zurück.

„Nun?“ fragten seine Kameraden wie aus einem Munde.

„Der Baronet hat mich aufgefordert, längere Zeit auf dem Schloß zu bleiben und seiner Tochter Unterricht im Klavierpielen zu geben. Er werde mich gut bezahlen. Was meint Ihr, Vetter Peter, soll ich's tun?“

„Daß du ein Narr wärst, wenn du's nit täts!“ fuhr Peter halb zornig auf. „So 'nem armen Jungen wie dir kann auch 'mal 'n Glück in Schoß fallen.“

„Wißt Ihr, Vetter Peter, mir fehlt's ein wenig an der Courage,“ erwiderte Wöllem unschlüssig. „Ich weiß nit, wie ich's mit dem feinen Fräulein anstellen soll.“

„Donnerstag, das wird sich schon finden, sei nur kein Löspel,“ posterte Peter. „Ich bin wahrhaftig schon 'n alter Kerl, beinahe sechzig, aber wenn ich heut' Dreie kriegt, so 'n hübsches Fräulein Baggeige spielen zu lernen, glaubst, ich thät' mich fürchten?“

„Ja, was kann mich denn das Fräulein nützen, Vetter Peter? Ihr tut grad so, als ob ich's freien könnt'. Daraus kann doch nie was werden!“

„Laß doch draus werden, was will! Und denk dran was, ich dir sag': sei kein Dummkopf! Aber trotzdem — alles in Ehr'n!“

Wöllem mußte sich noch manchen Scherz der Musikanten gefallen lassen, bis er endlich so weit war, wieder auf das Schloß zu gehen.

Etwa drei Wochen waren seitdem verflossen. Ein milder Abend lag über der Landschaft, über Schloß und Park von Glenmore. Finster und trozig schaute jenes vom Hügel herab; es herrschte tiefe Ruhe in ihm. Der Baronet war mit den Gästen auf mehrere

Tage nach einem entfernten Gute gefahren, woselbst große Jagden stattfinden sollten. Somit war das Schloß wie ausgestorben. Unter den hohen Bäumen und im Gebüsch, in dem sich breite Wege nach verschiedenen Richtungen verloren, herrschte schon Dunkelheit. An dem Ufer des kleinen Weihers hinter den hohen Tannen und Birken stand eine Erdbank, mit Moos dicht umkleidet. Dort saß ein junger Mann, der träumend in die dunkle Flut starrte. Es war Wöllem, dem es dieses zaubervolle Plätzchen angetan hatte. Während seines Aufenthaltes auf Schloß Glenmore suchte er es fast jeden Tag auf.

Alein nicht der liebliche Ort nur zog ihn seit etlichen Tagen an. Es war noch etwas anderes dabei, weshalb er in der letzten Zeit hierher ging, und deswegen war er auch eben wieder hier. Er saß schon seit einer halben Stunde, als es noch Tag war, und wartete. Plötzlich wurde am Eingang eine Gestalt sichtbar. Sie winkte mit der Hand und stand einen Augenblick, um zu lauschen. Dann kam sie vorsichtig näher und setzte sich neben Wöllem.

„Da bin ich wieder unbemerkt entkommen, William,“ flüsterte ihm Florence zu. „Ich muß vorsichtig sein, wie du dir wohl leicht denken kannst, — wenn es mein Vater erführe!“

Wöllem legte sanft den Arm um ihre Taille und ergriff mit der Rechten ihre kleine Hand.

„Ich kann es kaum fassen,“ sagte er, „wie es möglich ist, daß solch ein Wesen, wie du, mich, den armen Sohn des Volkes, mit seiner Liebe beglücken konnte. Ich lebe wie in einem Traume, und ich fürchte stets das Erwachen.“

„Gut, so laß uns träumen,“ erwiderte Florence, indem sie das Köpfschen an die Brust Wöllems lehnte und zu ihm empor sah. „Sieh, was konnte ich dafür? Deine Augen hatten mir's angetan, und ich kann es nicht sagen, was ich empfand, wenn dein Blick mich traf. Er zeigte mir eine fremde Welt.“

„Aber Florence, an das Erwachen müssen wir denken.“

„Meinst du, ich tue es nicht? Ich habe alles schon bedacht. Ehe mein Vater mit den Gästen zurückkehrt, reisen wir in der Nacht ab, ohne daß man im Schloß etwas merkt. Die Vorbereitungen habe ich schon getroffen. Wir fahren nach Greta Green, um uns trauen zu lassen, und dann über London nach dem Kontinent; zunächst nach Hamburg. Den Reiseplan habe ich schon entworfen, damit unsere Flucht ohne Aufenthalt von staten geht. Ich werde mich auch mit den nötigen Mitteln versehen, denn ich habe Gold, William. Ich wußte nicht, was ich mit all dem Golde anfangen sollte, das mir mein Vater jeden Monat zukommen ließ, und ich habe Schmuckjachen — ein Vermögen, William. Das nehme ich mit, denn es ist mein Eigentum.“

„Aber hast du auch bedacht, was du tust, Florence? Du verlässest deinen Vater, deine Heimat, dein Land, du verlässest alles, was dir lieb und teuer war,



und ich weiß nicht, ob meine Liebe, wenngleich sie auch ohne Grenzen ist, dir das alles ersetzen kann.“

„Und wenn sie das auch nicht sollte, so fürchte nicht, daß ich dir jemals einen Vorwurf mache. Ich konnte nicht anders, ich mußte dich besitzen. Und warum sollte ich mir ein Glück vereiteln, wenn ich es haben konnte? Wohl ist es wahr: ich habe es so eingerichtet, daß wir in Liebe zueinander entflammt sind, aber ich entschuldige mich vor mir selber, denn niemals würdest du es doch gewagt haben, aus freiem Triebe mir deine Neigung zu gestehen. Es war kein geringer Kampf für mich.“

„Florence, du bist ein Engel,“ sagte Wöllem zärtlich, indem er einen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Florence lächelte. „Vielleicht war es gerade die Art und Weise, wie man mich von allem fernhielt, die am meisten den Wunsch in mir rege machte, mich zu befreien. Sieh, ich hatte alles, dessen ich bedurfte, nur keine Liebe. Eine Mutter habe ich nicht gekannt, und ich habe doch so vieles von der Mutterliebe vernommen. Gewiß, mein Vater liebte mich; er liebte mich, weil ich seine Tochter war. Aber ich fühlte es doch, wenn ich ihm mit meiner kindlichen Liebe nahe, wie ihm das lästig war. Daher wurde mir auch jeder Wunsch, schon oft ehe ich ihn ausgesprochen, erfüllt, nur um keine Auseinandersetzungen herbeizuführen, die ich manchmal aus Langeweile wünschte. Aber jeder Anlaß dazu wurde mir durch eine nie versiegende Bereitwilligkeit zu allem entzogen. O wie sehr habe ich diese ewigen Gäste verwünscht; sie waren mir verhaßt. Denn sie, die Jagd und der Rennstall standen mir stets im Wege zum Herzen meines Vaters. Und ich mußte ein Herz haben, William, ich mußte. Sag, begreifst du mich nun?“

„Ich begreife,“ nickte Wöllem, — „und das Glück war mir hold.“

„Gewiß, das Glück führte dich mir in den Weg. Hätte ich dich nie gesehen, ich glaube, auch nie würde ich die Allmacht der Liebe empfunden haben. Ist nun mein Handeln auch nicht frei von Schuld, so habe ich doch keinen Anlaß, mich mit Selbstvorwürfen zu quälen. Mein Vater dürfte wohl bei einigem Überlegen selbst zu der Überzeugung kommen, daß eine Schuld an meinem Schritte ihn am meisten trifft, denn kann man es von einem Kinde anders erwarten, wenn es die übergroße Freiheit, die man ihm einräumt, um ihm die fehlende Zärtlichkeit zu ersetzen, nach seiner Weise ausnützt?“

„Ja, sagte Wöllem mitleidsvoll, „ich verstehe dich, arme Florence. Aber ich sehe auch, wie man sich täuschen kann. Als ich Schloß Glenmore mit seiner Pracht zum erstenmal sah, dachte ich, wie glücklich die Menschen wohl sein müßten, die in ihm wohnten.“

„Ja, glücklich,“ lächelte Florence bitter. „Das Glück wohnt selten in Schlössern. Aber ich sehne mich darnach, dein Hüttchen zu sehen, in welchem du geboren wardst. Und deine Mutter!“

„Du sollst alles sehen, wenn du es wünschst, aber täusche dich nicht.“

Florence erhob sich, während Wöllem immer noch mit ihrer kleinen Hand spielte. Dann sagte sie, nachdem sie lauschend eine Weile gestanden: „Wir müssen die Flucht morgen nacht ins Werk setzen. Ich hoffe auf dein Erscheinen zur bestimmten Stunde.“

Dann verschwand sie mit lautlosem Tritt, wie sie gekommen war.

Wöllem aber saß noch lange auf dem Erdssofa und sann — sann, bis der Mond über die hochwipfligen Tannen da drüben stieg. Ja, er fühlte es: das Glück wohnt nicht immer in den Schlössern, und die Macht der Liebe durchbricht die höchsten Schranken, welche Überlieferung und Adelsstolz um Menschenherzen aufgeführt.

In der folgenden Nacht harrete er schon lange an der bezeichneten Stelle, an der hintern Giebelseite des westlichen Schloßflügels, in unmittelbarer Nähe des Parkes. Er war vollständig reisefertig und niemand würde in ihm den einstigen Straßennusikanten wieder erkannt haben, noch viel weniger den armen Buben aus einer Hütte der Rabenau.

Endlich wurde ein Fenster oben geöffnet.

„William!“

„Hier bin ich, Florence!“

Sie warf ihm eine Strickleiter zu, die er am Erdboden befestigte. Dann kletterte er empor und nahm oben in Empfang, was ihm Florence gab. Darunter war ein Kästchen mit Gold und Juwelen. Nachdem er dies unten in Sicherheit gebracht, kletterte er abermals hinauf, um Florence beim Herabsteigen behilflich zu sein.

„Endlich,“ hauchte sie, als sie den Erdboden unter den Füßen fühlte. „O es wurde mir doch nicht so leicht, als ich es mir dachte.“

Dann bot ihr Wöllem seinen Arm, auf den sie sich stützte. Aber der Abschied wurde ihr recht schwer. Schon nach etlichen Schritten wandte sie sich noch einmal um und blieb stehen, um die Umrisse des Schlosses zu betrachten. Dann brach sie in krampfhaftes Weinen aus, während sie sagte: „Ich werde es wohl niemals wiedersehen. Und ist es nicht das Haus meines Vaters, welches ich auf ewig verlasse? O William!“

Auch dieser war von dem Leid ergriffen, das sie beim Scheiden empfand. Gefaßt eilten beide lautlos nach einer Stelle der Parkmauer, wo ohne viel Mühe hinüberzukommen war. Dann eilten sie hinab nach Glenmore, um in den nächsten Zug einzusteigen, der sie nach Greta Green führen sollte.

Als der Baronet am andern Tag mit seinen Gästen zurückkehrte, erfuhr er von der Dienerschaft, daß seine Tochter mit dem Musiklehrer verschwunden sei. Er war natürlich wie vom Schlage gerührt. Aber was nützte ihn sein Toben und Schelten?

Er machte sich sogleich reisefertig und eilte hinunter auf den Bahnhof in Glenmore. Dasselbst erfuhr er, daß in der Nacht ein Herr und eine tiefverschleierte Dame in der Richtung nach Greta Green eingestiegen seien. Also fuhr er hinterher. In Greta Green teilte man ihm mit, daß eine

Traung in aller Eile vollzogen worden sei und das junge Paar sich bereits in London befinden müsse. Aber auch in der Hauptstadt kam er zu spät an, um eine Abreise der beiden verhindern zu können. Sie befanden sich bereits auf einem Schiff nach Hamburg. So kehrte er denn unverrichteter Dinge zurück.

In dem armen Dörfchen auf der Rabenau langten eines Tages zwei „vornehme Leut“ an, welche die schlichten Bewohner desselben nicht wenig in Aufregung versetzten. Sie ritten auf Pferden, und ein Diener folgte ihnen. Die Kinder liefen natürlich hinterher, und man war über die Mäßen erstaunt, daß sie mit solcher Sicherheit ihren Weg fanden und plötzlich draußen vor der elenden Hütte der alten Wiesengret — so nannte man Wöllem's Mutter — Halt machten.

Die Alte saß vor der Hütte und blickte teilnahmslos den Ankommenden entgegen. Wer waren sie und was führte so vornehme und reiche Leute vor ihre armselige Hütte?

„Mutter,“ klang es da von den Lippen des jungen und stolzen Herrn, der vom Pferde sprang und sich zu ihr neigte. „Mutter, kennst du mich noch?“

Die Alte beschattete ihre Augen mit der Hand und dann sagte sie zweifelnd: „Wöllem, bist du's wirklich?“

„Ich bin's, Mutter, und das da ist deine Schwiegertochter.“

Die Alte erhob sich mit Hilfe ihres Sohnes und dann half dieser seiner jungen Frau vom Pferde, welche ihrer Schwiegermutter mit freundlichem Lächeln entgegentrat.

„Das wär' dein Frauchen, Wöllem? Ach Gott, das ist ja ein Engel!“

Wöllem führte nun Florence in das Innere der Hütte. Hier konnte er ihr allerdings nicht viel zeigen, — nichts als Schmutz und Armseligkeit.

„Gelt, welcher Unterschied zwischen meiner Geburtsstätte und dem stolzen Schloß in Schottland!“

„Armer William!“ flüsterte Florence tief bewegt. „Dies Bild hätte ich mir von deiner Heimat nicht gemacht.“

Es war natürlich wie ein Lauffeuer im Dorfe herum, daß die Fremden der Wiesengret's Wöllem nebst seiner jungen Frau seien. Und Gott mochte wissen, woher es die Leute ahnten: sie erzählten auch sogleich, daß sie die Tochter eines gar stolzen und reichen Herrn in England sei.

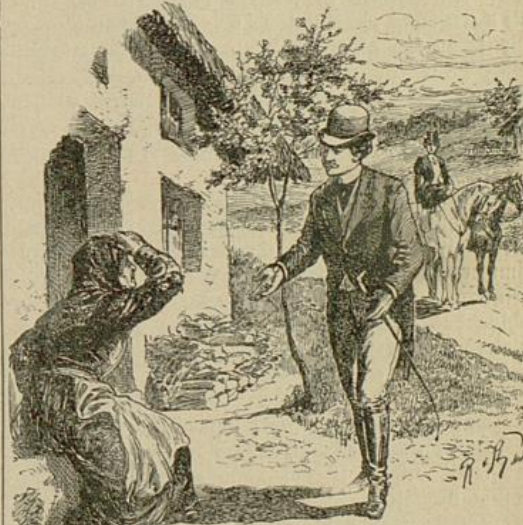
Die beiden blieben mehrere Tage in der Gegend und wohnten auf einem benachbarten Dorfe, wo man Florences wegen in einem ziemlich guten Wirtshaus Unterkunft nahm. Alltäglich wanderte Wöllem entweber allein oder in Begleitung seines jungen Weibes nach seinem Heimatsdorfe. So begegnete er denn auch eines Tages Nachbars Marie, wie sie barfuß mit einem Korbe auf dem Kopfe vom Walde her kam.

„Na, Wöllem,“ rief sie, als sie seiner ansichtig

wurde, — „hast's dann doch weiter 'bracht wie ich. Du hast wohl 'ne Gräfin, ich aber keinen Grafen 'kriegt.“

„Ja, 's kommt oft anders, als man denkt, und wenn man vorher sich viel vornimmt, wird's in der Regel gar nichts. Sag, wie geht dir's denn?“

„Mir wollt's in der großen Stadt nit gefallen, weil ich auch 'ne böse Herrschaft hatte, und da kam ich eines Tages wieder, weil ich's vor Heimweh nit



„Wöllem, bist du's wirklich?“

aushalten konnt'. Ich hab' ekt 'n Mann und drei Kinder. Ich komme aus dem Steinbruch, wo er arbeit', und wohin ich ihm 's Essen gebracht. Na, man muß auch so zufrieden sein, wenn's nit anders ist. Die alte Lies ist nun auch tot. Wir war'n doch manchmal mit ihr in den Hellbeern in der Marburger Gegend.“

„Ach ja,“ erwiderte Wöllem, — „ich dent' immer noch an die Geschichte im letzten Jahr, als uns der gespenstige Hüne an der Hemmerichs-Wand erschienen war. Sie behauptet's steif und fest, 's wär' 'n Gespenst; aber ich glaub' heut noch nit dran. Mit-gelaufen bin ich damals freilich auch.“

„'s war als schön zu jener Zeit,“ sagte Marie sinnend. „Na, du hast zwar kein' schlechten Tausch zwischen damals und jetzt gemacht und hast auch an deine Mutter immer hübsch gedacht. Aber gar 'n feines Frauchen hast du, Wöllem; die mußt du behandeln, als wär' sie von Glas. Ich hab' sie dieser Tage auf dem Gaul sitzen sehen. Sie sah dann anders um die Füß' 'rum aus wie ich.“

„Na ja, 's Barfußlaufen wie unserins hat sie freilich nit gelernt. Ich glaub', sie brächt's auch heut noch nit fertig, mit bloßen Füßen durchs Stoppelfeld zu laufen.“

„Das glaub' ich auch nit,“ lachte Marie, während sie sich zum Weitergehen anschickte.

Florence und Wöllem verließen bald wieder das

Dorf, in dem man sie wie ein Wunder angestaunt. Er hatte eine Stelle an der Theaterkapelle einer großen süddeutschen Stadt angenommen. Seine Mutter aber zog es vor, nicht mit ihm zu ziehen, wie er ihr angeboten; sie wollte lieber in ihrer Hütte bleiben, weil sie es von Jugend auf einmal in derselben gewohnt gewesen. Sie brauchte ja auch keine Not mehr zu leiden.

Florence fehlte zu ihrem Glück nur noch eins: die Verzeihung ihres Vaters. Sie hatte schon mehrere Briefe an ihn geschrieben, um dieselbe zu erlangen. Aber sie waren unbeantwortet geblieben. Das Kind, welches sie im Laufe zweier Jahre ihrem Gatten geschenkt, war so lieblich und so schön, daß sie nicht daran zweifelte, es würde auch die Liebe seines Großvaters finden.

Da meldete das Dienstmädchen eines Tages einen Herrn aus England, nämlich den Baronet of Glenmore. Florence winkte ihrem Mann, ins Nebenzimmer zu gehen. Sie wollte ihrem Vater eine peinliche Zusammenkunft ersparen. Allein auch ihr schlug das Herz gewaltig, als sie die Schritte ihres Vaters im Vorzimmer vernahm.

Da trat er ein, nachlässig und mit gleichgültiger Miene, wie sie es stets an ihm gewohnt gewesen. Er war also auch jetzt noch immer der Alte.

„Hast du nicht bedacht, daß ich dir fluchen könnte?“ fragte er, indem er sich ohne weiteres auf einen Stuhl niederließ.

„Du wirst es nicht, Vater,“ sagte Florence mit stehender Stimme und indem sie ihm die Hände entgegenstreckte, — „du wirst dein Kind nicht verfluchen!“

„Wohl! Aber hast du nicht überlegt, welchen Schimpf du deiner Familie antatest dadurch, daß du mit deinem Klavierlehrer heimlich entflohest? Ich hatte eine andere Wahl für dich.“

„Wen, Vater?“

„Nun, ich denke, du hättest es doch wohl merken müssen, warum Sir Archibald Elkinson, künftiger Erbe und Lord von Kingstone, dir seine Aufmerksamkeit erwies. War er doch ständiger Gast auf Glenmore Castle!“

„Ach, mir ahnte es damals! Ihn hattest du mir aufersehen? Dem Himmel sei Dank, daß mich ein gütiges Geschick vor ihm bewahrt hat.“

„Es ahnte dir also, und darum hast du den Plan, der dein Bestes wollte, durch deine Flucht vereitelt. Sag, was bist du denn jetzt? Die Frau eines Musikers?“

„Wohl, das bin ich. Aber du kannst es ja nicht ermessen, Vater, wie teuer wir uns sind. Mein Mann trägt mich auf den Händen, und in seinen treuen Augen kann ich es lesen, wie lieb ich ihm bin. Sag, was würde ich Sir Archibald gewesen sein? Ein Spielzeug auf wenige Tage, eine vorübergehende Befriedigung seiner übersatteten Laune.“

„Liebe! Was ist Liebe? Für Leute unserer Art schießt sich das nicht! Deine Mutter quälte sich und andere auch mit derartigen Gedanken.“

Florence sah ihren Vater voller Mitleid an. Der Arme! Er hatte nie das Glück der Liebe gekannt. Sie nahm ihr Kind aus der Wiege und hielt es dem Großvater entgegen. Der Kleine lächelte und arbeitete mit den Händen auf ihn zu. Da schien das Eis zu tauen, das bis dahin das Herz des stolzen und kalten Mannes umschlossen gehalten. Er nahm den Kleinen und setzte ihn auf sein Knie.

„Wie heißt er?“

„William Sydney.“

„Also wie ich und — —“

„Und wie sein Vater! Darf ich ihn rufen?“

„Ich wünsche es nicht,“ sagte der Baronet abweisend. „Daß du ihn zum Mann genommen, konnte ich nicht hindern, aber eine Begegnung mit ihm möchte ich mir ersparen.“

Das Lächeln seines Entels aber vermochte es, dem kalten Mann einen Born zu öffnen, den er bis dahin noch nicht gekannt: den Born der Liebe.

„Ich fange an, dich zu verstehen, Florence,“ sagte er endlich. „Und ich habe die Empfindung, daß ich selbst manches an dir verschuldete. Ich verzeihe deinen Schritt und werde dir von heute an eine jährliche Rente von zehntausend Mark aussetzen.“

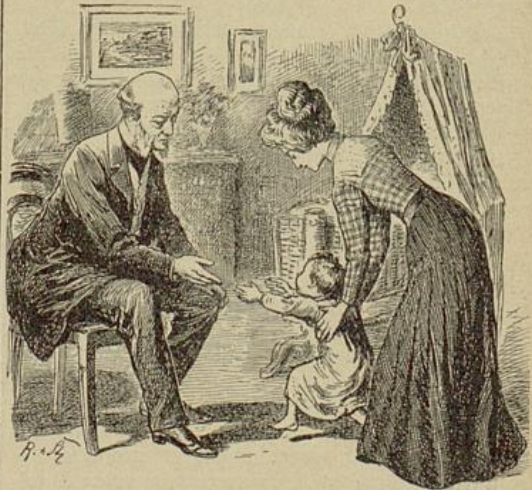
Damit holte der Baronet eine Brieftasche hervor, und entnahm ihr einen Jahresbetrag.

„O mein Vater, wie glücklich macht mich diese Stunde!“ sagte Florence, indem sie seine Hände ergriß.

„Wir sind noch nicht zu Ende, denn ich habe eine Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Niemals wieder darfst du den Boden Englands



Der Kleine lächelte und arbeitete mit den Händen auf ihn zu.

betreten, wenn ich nicht meine Hand von dir ziehen soll. Du begreifst, daß ich diese Bedingung unserem Namen schuldig bin.“

„Wohl, und es gelüstet mich auch niemals danach, wieder nach England zurückzukehren, wenn du

es nicht wünschtest. Ich will für sie alle nicht mehr vorhanden sein."

"So leb' denn wohl," sagte der Baronet, während er den kleinen Sydney küßte und seiner Tochter die Hand reichte, — "und finde dein Glück in der Liebe deines Mannes, ein Glück, das auf Glenmore Castle dir allerdings nicht zu teil werden konnte."

Damit verabschiedete er sich. Er hat seine Tochter niemals wiedergesehen. —



### Der Papagei als Ehe- und Friedensstifter.

lebte da in einer Badestadt eine alte kränkliche Dame. Sie hatte einen Papagei und eine Wärterin. Der Papagei erheiterte seine Herrin durch sein drolliges Wesen, die Wärterin aber pflegte sie zu Tode.

Als der Kutscher, der sie im Leben oftmals spazieren gefahren, sie nun auch zur letzten Erholungsstätte, auf den Kirchhof, gebracht hatte, saßen die beiden, die

Wärterin und der Papagei, betrübt und erwartungsvoll beieinander, harrend, was nun aus ihnen werden sollte. Der Papagei kletterte von einer Stange zur andern, atmete schwer, sträubte das Kopfsgefieder, schlug die rotgrünen Flügel und rief in kläglichem Tone, wie er's von der Herrin gelernt hatte: „Ich bin so aufgereggt.“ Kein Wunder: denn ein neues, ungewisses Schicksal stand ihm jetzt bevor. Wie, wenn seine Herrin nicht für ihn gesorgt hatte und wenn er an den ersten besten verkauft wurde. Gleich traurige Gedanken bewegten auch die Wärterin Marianne; wenn sie's auch nicht in Worten ausdrückte wie der redselige Vogel, ihre Mienen sagten's doch: „Ich bin so aufgereggt!“

Nach Verlauf einer Stunde kam der Herr Vetter des seligen Fräuleins zurück und tröstete die beiden Trauernden im schwarzen und bunten Kleide mit der einflussreichen Versicherung: „Die Selige hat auch für euch beide gesorgt; ihr sollt beieinander bleiben.“

Am Abend, es war schon spät, Marianne wollte eben die Läden schließen, da sah sie vorm Fenster eine dunkle Gestalt herumtschleichen; sie fuhr zurück, aber die Gestalt trat aus dem Dunkel ans erleuchtete Fenster und sagte freundlich: „Guten Abend, Jungfer Marianne.“ Es war kein anderer als der Kutscher Klebsattel.

„Ach, Sie sind's?“ rief die Jungfer. „Herrje, wie bin ich erschrocken!“

„Ich hab' mir's doch gedacht, daß es Ihnen in dem einsamen Haus jetzt ein bißchen bange sein wird, so einsam und allein. Auch könnten manche Leute auf böse Gedanken kommen von wegen der Erbschaft des Fräuleins. Darum hab' ich gedacht, ich müßte da ein bißchen Schildwacht stehen. Ich habe ja eine Art Pflicht, der Jungfer beizustehen, bin ihr oftmals so nahe gestanden oder gesessen, wenn wir als ausgefahren sind.“

Die Jungfer Marianne war gerührt über diese Anhänglichkeit und Besorglichkeit. Der Kutscher benutzte gleich diese Stimmung und meinte: „Ja, Sie sollten nicht mehr so einsam durchs Leben gehen. Es ist doch zu traurig, wenn man keine Stütze hat und wie der Vogel auf'm Zweig lebt, jeden Tag hinausgestoßen werden kann. Sie werden's jetzt fühlen?“

„Ja, 's ist mir, als ob mir meine Mutter gestorben wär' und ich stünd' als verlassene Waise mutterseelenallein in der Welt, seitdem die Selige fort ist.“ Das neunundvierzigjährige Waisentind fing an, gottserbärmlich zu weinen.

Die teilnehmende freiwillige Schildwacht tröstete die Betrübte damit, daß es ja immer noch gute Menschen in der Welt gäbe, an die man sich anschließen könnte.

„Ja, aber eine so liebe Seel' wie die Selige werd' ich schwerlich mehr finden; wir haben uns so gut vertragen.“

Der Tröster meinte, es gebe noch andere liebe Seelen, es müßte ja nicht gerade eine Herrschaft sein; eine Kranke sei auch nicht immer ein Engel, wenn sie es auch bald werden wolle, namentlich eine weibliche; und im allgemeinen wäre es mit den Mannsleuten besser auszukommen als mit Weibern, die ja alle wunderbar seien.

Das sei wohl wahr, gestand die Jungfer zu; aber wo geschwind einen solchen Dienst finden.

„Dienst? Muß es gerade ein Dienst sein? Man hat doch auch einmal das Bedürfnis, selbständig zu werden, nachdem man sich so lange in andere hat schicken müssen. Ich weiß ja auch, wie's einem zu Mute ist, wenn man zwanzig Jahr gedient hat.“

Er seufzte und sie tat ebenso.

„Ich habe schon gedacht, wie's wär', wenn man ein Stück Land pachtete oder kaufte und eine Gärtnerei anfinge, das hier noch besser ist und einträglicher als die Kutscherei. Aber da muß man zu zweit sein — eins muß im Garten arbeiten und das andere auf dem Markt sitzen.“

Jungfer Marianne schwieg; aber zu sich selber sagte sie: „Aha, der hat heut auf dem Kirchhofweg etwas aus dem Gespräch des Herrn Veters mit dem Notar erlurt und will in dein Vermächtnis von der Seligen hineinheiraten. Nimm dich in acht!“ Und sie schaute ihn daraufhin forschend an.

Der gutmütige Kutscher legte das aber anders aus und rief: „Jungfer Marianne, Sie sollten heiraten!“

„Ach was! Wenn man so alt ist, soll man nicht